

Dr. Willy Wiegand

Über Schrift und Sprache

Für das Urteil über eine Druckschrift sollte im letzten Grunde die Lesbarkeit entscheidend sein. Eine Prüfung der Fraktur und der Antiqua in Hinsicht auf ihre Lesbarkeit führt aber auf den Zusammenhang von Schrift und Sprache, denn es zeigt sich, daß die Lesbarkeit einer Schrift nicht eine unabänderliche, ihr eigentümliche Eigenschaft ist, sondern daß sie je nach der Sprache wechselt und nicht losgelöst von ihr beurteilt werden kann.

Wie vollzieht sich denn überhaupt der Vorgang des Lesens? Es werden so oft in den Diskussionen einzelne Buchstabenformen bemängelt oder gelobt, und der Fraktur wird von ihren Gegnern vorgeworfen, daß ihre Zeichnung nicht einfach und klar genug sei, daß sie zu viele Haarstriche habe, daß die Großbuchstaben in ihren komplizierten Formen sich dem Gedächtnis nicht einprägen, und daß man sie deshalb nicht nachzeichnen könne. Aber läßt sich denn der Beweis führen, daß die Einfachheit der Form einer Schrift Vorbedingung für ihre Lesbarkeit sei? Man darf im Gegenteil behaupten, daß die Lesbarkeit von der Vielgestaltigkeit und dem Formenreichtum abhängig ist. Man liest keine einzelnen Buchstaben. Das Auge erfährt nur das gesamte Bild des Wortes, beim raschen Lesen fast nur das Bild von Wortreihen. Je charakteristischer dieses Wortbild ist, um so leichter erkennt man es. Man erkennt das Bild eines Wortes im Grunde nicht anders, als wenn man etwa die Physiognomie eines Menschen erkennt, den man einmal gesehen hat.

Es läßt sich nicht sagen, welche zahllosen und geringfügigen Einzelheiten in dem Bruchteil einer Sekunde zusammenwirken, die das Erinnerungsbild wecken und ein Gesicht wiedererkennen lassen. In ähnlicher Weise erkennen wir auch eine Landschaft wieder, eine Straße, ein Haus. Es kann keine Rede davon sein, daß die größere Anzahl charakteristischer und eigentümlicher Merkmale das Wiedererkennen erschwert, sie erleichtert, ermöglicht es vielmehr. Für dieses merkwürdige Aufnahme- und Erinnerungsvermögen ist nicht die Einfachheit und Gleichförmigkeit entscheidend, sondern die Vielgestaltigkeit. Auf diesem Wege erkennt man, daß die Lesbarkeit einer Schrift proportional der Menge ihrer charakteristischen Merkmale sein muß.

Die schärfere Charakterisierung des Wortbildes hat für die Wiedergabe der deutschen Sprache eine tiefere Bedeutung. Die Stammwörter sind im Deutschen zumeist einsilbig, im Gegensatz zu den meist zwei- oder mehrsilbigen Stammwörtern der klassischen und romanischen Sprachen. Auf der Einsilbigkeit der Stammwörter baut die deutsche Sprache den Reichtum der Wortzusammensetzungen auf, von denen sie in einem Maße Gebrauch macht wie keine andere, wenigstens der europäischen Sprachen. Hierzu kommt, daß fast alle Vor- und Nachwörter einsilbig sind, und so gewinnt die deutsche Sprache ihren außerordentlichen Formenreichtum durch die Zusammenfassung von drei und selbst vier Stammwörtern oder durch die Verbindung mehrerer Stammwörter

mit Vor- und Nachsilben. Für die Lesbarkeit dieser Wortzusammensetzungen, deren sich täglich neue bilden und einbürgern, ist es von entscheidender Wichtigkeit, daß sie sich für das Auge in ihre Bestandteile gliedern, das heißt, daß die einzelnen Wörter, die sich zumeist mit je einer Silbe decken, als in sich geschlossene Stücke hervortreten und als solche wiedererkannt werden. Hier entspricht nun einer wesentlichen Eigenart der deutschen Sprache die besondere Formenausbildung der Fraktur. Der auf dem Konsonantismus (dem Überwiegen der Mitlaute — *S. R.*) beruhende Bau der deutschen Sprache bedingt, daß die Silben überwiegend mit Konsonanten beginnen und enden, die in der Mitte der Silbe den Selbstlaut umschließen. Fast alle Mitlaute sind aber in der Fraktur als Ober- oder Unterlängen ausgebildet. So läßt die Fraktur den Bau der deutschen Silbe, das Umschlossensein des Vokals durch die Konsonanten und damit den Bau der Stamm-, Vor- und Nachwörter für das Auge hervortreten und gliedert die Wortzusammensetzungen in ihre Bestandteile. Das Auge erkennt an den hoch oder tief geführten Mitlauten Beginn und Abschluß der Silben bzw. der sich mit ihnen deckenden Wörter. Zugleich aber bilden die häufigen Verbindungen mehrerer Mitlaute und die sich hierbei ergebenden vielen Varianten der Linienführung in den Ober- und Unterlängen zahllose eigentümliche Wortbilder. Drückt man diese Wörter in Antiqua, so fallen zwar manche Ober- und Unterlängen mit denen der Fraktur zusammen, aber die in der Antiqua auf das Zeilenband beschränkten Konsonanten verändern das Bild, vermischen die Abgrenzung der Silben und vermindern die Zahl der charakte-

ristischen Wortformen — und damit die Erinnerungsbilder.

Der Grund für das Versagen der Antiqua bei der Gestaltung der deutschen Wortbilder liegt darin, daß die Antiqua im Bereiche der lateinischen Sprache ausgebildet ist und auch ihre weitere Entwicklung als Druckschrift vorwiegend im romanischen Sprachgebiet erfahren hat. Jeder lateinische Text zeigt, daß Ober- und Unterlängen kaum halb so häufig wie im deutschen Text vorkommen, und daß die Silben vorwiegend ohne Ober- und Unterlängen beginnen oder enden. Die Gliederung der Silben, die im Deutschen die Funktion der Kenntlichmachung der Stamm-, Vor- und Nachwörter hat, würde ja bei den meist zwei- oder mehrsilbigen lateinischen Stammwörtern unlogisch und unorganisch sein.

Wir erkennen hier eine Wesensverwandtschaft der deutschen Sprache und der Fraktur, die sich auch in anderen und tieferen Zusammenhängen zeigt, die noch anzudeuten sein werden. Daß die Druckschrift erst vor wenigen Jahrhunderten, erst seit der Erfindung Gutenbergs, in ihre nicht mehr wegzudenkende Funktion gegenüber der deutschen Sprache getreten ist — denn die Handschrift ist hiermit gar nicht in Vergleich zu setzen — beweist nichts dagegen, daß sie mehr ist als etwa nur ein Kleid der Sprache, das mit mehr oder weniger Geschick getragen und nach Bedarf abgelegt oder gewechselt werden kann. Entscheidend ist nicht der Zeitraum, sondern die Intensität, mit der die Sprache sich ihre Schrift erobert und bildet und organisch mit ihr verwächst, und der Grad der inneren Verwandtschaft, die ihre tiefste gemeinsame Wurzel vielleicht jenseits unserer Erkenntnis hat.

Mit diesen Zusammenhängen von Schrift und Sprache berühren wir ein Problem, das wissenschaftlich wenig beachtet worden ist, das aber für die Streitfrage Fraktur oder Antiqua von grundsätzlicher Bedeutung zu sein scheint. Gibt es Gesetzmäßigkeiten oder Tendenzen einer Sprache, die für die Schriftgestaltung wesentlich sind, denen die Schrift sich unterzuordnen hat?

Die Antiqua erweist schon in ihren Hauptformen, in der scharfen Abgrenzung zweier Zeichengruppen, der Rundungen und der Geraden, die Unterordnung unter den Bau der Sprache, aus der sie entstanden ist. Denn diese Formenbildung entspricht einem Rhythmus der Lautfolge, der der lateinischen Sprache und in gewisser Abschwächung auch den romanischen Sprachen eigentümlich ist. Ein in Antiqua gedruckter lateinischer Text zeigt den regelmäßigen Wechsel gerader und gerundeter Formen; durchweg folgt auf eine Gerade eine Rundung und dieser wiederum eine Gerade; selten folgen mehrere Rundungen hintereinander. Dieser Formenwechsel ersetzt der Schreibschrift und der Druckschrift der lateinischen Sprache in gewissem Maße die Gliederung, die für die deutsche Sprache durch die Ausbildung der Ober- und Unterlängen der Fraktur erreicht ist. Da die Zeichnung der Antiqua vorwiegend auf das schmale Zeilenband selbst beschränkt ist, so muß sie wenigstens hier eine dem Auge faßliche Gliederung zu erreichen suchen, wenn sie auch eine Abgrenzung der Silben nicht anstrebt, die der Bau der lateinischen Sprache nicht in dem gleichen Sinne wie der der deutschen erfordert. Die deutsche Sprache hat diesen Rhythmus in der Folge der Geraden und der Rundungen nicht. Druckt man

deutschen Text in Antiqua, so häufen sich die gleichgeformten Zeichen, mehrere Geraden folgen mehreren Rundungen, oft sechs bis acht hintereinander, und was im lateinischen Text sinnvoll und organisch ist, wird im deutschen Text ungliedert und verworren. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, den Wechsel von Geraden und Rundungen in der Schrift für die deutsche Sprache ganz aufzuheben und die Rundungen zu brechen, wie es in der Fraktur geschehen ist.

Dies ist nur ein einziger Fall rhythmischer Bewegungen der Lautfolge, denen die Schrift entsprechen sollte; es gibt noch manche andere Arten des Wechsels und der Wiederkehr von Buchstabenverbindungen, die den einzelnen Sprachen eigentümlich sind. Es handelt sich hierbei nicht um ästhetische Fragen; es sind vielmehr Eigentümlichkeiten, die mit der Lesbarkeit der möglichst mühelos artikulierten Mitteilung in engster Beziehung stehen. Nur wenn die Schrift sich dem Charakter und dem Bau der Sprache unterordnet und sich nach deren Gesetzen bildet, kann sie den höchsten Grad der Lesbarkeit gewinnen und ihre Aufgabe voll erfüllen.

In diesem Bereich gehört auch die Frage der besonderen Ausdruckskraft der einzelnen Zeichen. In der deutschen Sprache scheinen gewisse Laute bestimmte Funktionen zu haben, die ihnen in anderen Sprachen in gleicher Intensität nicht zukommen. Sie geben dem Wort eine ganz eigentümliche Färbung und Bedeutung. So werden bestimmte Gruppen deutscher Wörter durch übereinstimmende Mitlaute charakterisiert. Es handelt sich hierbei um diejenigen Mitlaute, die dem ersten Selbstlaut unmittelbar vorangehen. So stehen z.B. r und h im Gegensatz zu l und w; r und h kenn-

zeichnen das Stärkere und Hestigere, I und w das Weiche, Gemäßigtere: rasch – langsam, riesig – winzig, heiß – lau, hart – weich. Verstärkt werden diese Funktionen durch vorangehende weitere Mitlaute: k, g, b, f, p, insbesondere sch. Charakteristisch sind z. B. die Wortreihen der **Ausrufe**: schreien, schrillen, kreischen, brüllen, heulen, rufen – schwätzen, lallen, flüstern, wispern, schweigen; der **Bewegung**: rasen, rennen, preschen, springen, hasten – wandern, schlendern, schleichen; der **Größe**: riesig, groß, hoch – klein, winzig, zwergig; der **Festigkeit**: hart, hartsch, stramm, prall – weich, locker, lose, schlapp, schlaff.

Es wäre gewagt, hier von Gesetzmäßigkeiten zu sprechen, aber man darf sagen, daß es sich um Tendenzen handelt, um Tendenzen nach einer Gesetzmäßigkeit hin, die nie ganz erreicht wird. Es wäre zu prüfen, ob diese Tendenzen der deutschen Sprache sich etwa auch in der Aufnahme von Fremdwörtern und in der Abstoßung und dem Bedeutungswandel deutscher Wörter deuten lassen.

Im Lateinischen und in den romanischen Sprachen ist diese eigentümliche Bedeutung der Mitlaute, wenigstens in solcher Ausprägung, nicht zu erkennen. Der Laut ist in der lateinischen Sprache dem Wort völlig untergeordnet, wie das Glied einer Kette, der Ton einer Ton-

folge; er ist kein selbständiger bedeutungsvoller Körper. So tritt denn auch die Form des einzelnen Schriftzeichens in der Antiqua aus dem ganzen Formengefüge nicht hervor.

Diese Andeutungen mögen zeigen, daß Untersuchungen solcher Art immer tief in die Wesensunterschiede der Sprachen und notwendigen Formunterschiede der Schriften hineinführen. Die bildliche Ausdruckskraft der Fraktur entspricht der inneren Anlage der deutschen Sprache und dem ihr gemäßen Vorgang des Lesens. Nur eine Schrift, die an die innerste Natur der Sprache geknüpft ist, kann der lebendige Vermittler zwischen geistigem Inhalt und dem Lesenden sein. Aber die Bestimmung der Schrift erschöpft sich nicht hierin, sie dient in hohem Maße auch der Sprache selbst. Die aus der Sprache erwachsene Schrift vermag den Sinn für den Bau und die Gliederung der Sprache wachzuhalten, und diese Funktion ist kaum minder wichtig.

Auszug aus dem Aufsatz „über Schrift und Sprache“, veröffentlicht in der „Deutschen Schrift“, Heft 4/1927 und Heft 1/1952.

Der Aufsatz ist so zeitlos und tiefgehend, daß ein erneuter Abdruck nach knapp 50 Jahren (und gut 70 Jahren nach der Erstveröffentlichung) angebracht erscheint.



Je schöner die deutsche Schrift ist, je besser sie der Wiedergabe der deutschen Sprache dient, umso weniger wird man sie aufgeben wollen. So läßt sich ihre Berechtigung nicht wirkungsvoller verteidigen als durch schönste Gestaltung und beste Verdeutlichung der Sprache.